



von Heinrich Burhenne

Der Bildhauer Hein Lehmaaker war im Vorfrühling noch zu unruhig zum Schaffen. Dann wanderte er am liebsten hinaus zwischen die Felder, die noch unter schmutzigem Schneewasser standen. In den lehmigen Wegen versank man bis zu den Knöcheln in klebrigem Brei, aber der herbe Wind fegte wie ein himmlischer Besen durch die Lungen. Hein besuchte in jedem Frühjahr seine liebsten Freunde: Die Windmühlen. Er liebte sie von Kindheit an und mußte sie jedes Jahr in den Stürmen des jungen Jahres sehen und hören. Meist blieb er zwei Tage in einer Mühle, legte sich dort auf die Säcke und horchte in den Nächten auf den Gesang des Windes in den Flügeln. Selbst dann, wenn die Flügel stillstanden, brauste es in ihnen. Es war ein Lied, das er nie ganz verstand, aber er liebte es gerade darum.

So stülpte er sich an einem windvollen Märzorgen seinen großkrepmpigen Hut auf das wirre Lockenhaar, nahm seinen Eichenstock und wanderte den Strom entlang. Er wollte zu einer Mühle, die an einer Biegung des Stromes auf einem Hügel wie eine Windkönigin stand und mit ihren großen Armen mächtig hineingegriffen hatte in die bewegte Welt. Er traute aber zuerst seinen Augen nicht, als er von weitem sah, daß die Mühle keine Flügel mehr hatte. Schmerz und Zorn und ein großes Unbehagen stiegen in ihm auf, denn eine Mühle ohne Flügel war erregend. Ihr fehlten nicht nur die Arme, nein, die Lungen fehlten ihr; der

Lebensodem konnte ja nicht mehr in sie hinein. Was mochte dort geschehen sein? Wer hatte das getan?

Er kam näher und hörte hinter den dicken Mauern ein Brausen: sie lief also. Der alte Müller Fley kam aus dem Unterbau.

„Was ist das?“ rief ihn Hein an.

Der Müller zuckte mit den Schultern: „Alles elektrisch . . . hier!“

Er zeigte ihm den Hebel, mit dem man die Steine im Mahlwerk in Bewegung bringen konnte.

Es tat dem Müller selbst weh, denn er sah Hein nicht an, als er erzählte: „Wir mahlen schon den ganzen Winter so. Es ist zu wenig Wind da. Die Natur . . . die Natur, die war zu faul. Und wir haben's eilig. Die Menschen haben's eilig, meine ich. Verstehst du?“

„Hör auf“, sagte Hein Lehmaaker traurig, „ich weiß genug. Daß du das noch erleben mußt . . . Aber“ — nun sah er in die Höhe, stieg dann die Leiter hinauf — „Wo ist denn der Mühlenkönig?“ Der Mühlenkönig ist die mächtige Holzachse, an der draußen die Flügel sitzen. Sie ist ein Meter im Durchmesser dick und dreieinhalb Meter lang. Der Mühlenkönig war nicht da. Es war nur noch das Loch zu sehen, aus dem er hinausgeragt hatte. Jetzt war das Loch mit Brettern geschlossen.

„Wo ist er?“ fragte Hein den Müller.

Der Müller zeigte nur auf den Anbau, der an der Mühle war.

Hein ging hin, öffnete die Tür: da lag er.

Das eichenfarbene Holz schimmerte dunkel und stumm. Hein nickte und sagte zu sich selbst: „Da liegst du, einfach hingelegt. Fort aus dem stolzen Leben, Mühlenkönig!“

Danach ging der Bildhauer zum Müller und fragte ihn, ob er diese Nacht da im Schuppen bei dem Mühlenkönig schlafen könne.

Der Müller kannte das und nickte.

Hein ging noch zum Strom hinunter und sah von dort aus mit Schmerz die Mühle stehn, diesen armseligen Rumpf, dem man die Seele ausgebrochen hatte.

Gegen Abend kam ein Wind auf. Wolkenfetzen zogen von Westen her dunkel dem Himmel zu.

Hein holte sich ein paar Säcke und Stroh und legte sich in den Schuppen.

Gegen Mitternacht stürmten die Winde um die Mühle. Je länger sie die Flügel draußen am Mühlenturm suchten, um so wilder wurden sie. Sie stießen mit Wucht gegen den Bretterverschlag an der Mühle. Aber sie fanden die Flügel nicht. Auch diese lagen im Schuppen verstaubt und stumm. Dann wurde es eine kleine Weile unheimlich still. Aber die ersten Winde holten neue Winde fern vom Meer. Nun stürzten sie über den Strom wieder auf die Mühle, suchten die Flügel, umsang den Hebel mit einem wilden, zornigen Gesang. Ah, sie waren gewohnt, in die Flügel zu greifen und sie in große, kühne Schwingung zu bringen. Sie ließen sich gern durchschneiden und heben und werfen und lauschten dem Brausen in der Mühle. Sie horchte auf das Ächzen und Knarren des Mühlenkönigs so gern. Aber nun blieb alles stumm.

Hein fuhr hoch, als die Winde mit Macht sich auf das kleine Tor des Schuppens warfen, als wüßten sie, daß hier das Gesuchte zu finden sei. Das Tor rattlelte, und in den Ritzen sangen die Winde hoch und tief. Da hörte Hein deutlich, wie der Mühlenkönig leise knackte: einmal und noch einmal.

Hein erhob sich. Es war finster, nur in den Torritzen war ein blasser Streifen matten Lichtes. Er horchte am Mühlenkönig, faßte ihn mit den Händen, streichelte ihn. Die mächtige Kraft des Eichenholzes spürte der Bildhauer in ihm mit Wohlbehagen.

Die Winde rüttelten am Tor.

„Ha“, rief Hein, sprang hin und öffnete das Tor.

„Herein, hier ist er!“

Die Winde stürzten herein, warfen den Mann fast um und umspielten das alte Holz des Mühlenkönigs. Und es war Hein, als bewege er sich, der alte mächtige Stamm.

Hein mußte sich an die Stirn fassen. Wie? Er bewegte sich? Oh, wie gern hätte er sich gedreht mit den Flügeln vorn im Sturmwind, immer schneller, immer schneller. Da knackte es wieder, und nun wurde es still.

Die Winde eilten über den Strom zurück.

Hein schloß das Tor und lehnte sich an den Mühlenkönig.

Als er wieder auf seinem Lager lag, konnte er nicht einschlafen. „Du, Mühlenkönig. Ich hab' das wohl gefühlt, daß die Winde deine Geliebten sind. Als sie dich fanden, vorhin, wurden sie ganz still. Nun weiß ich, warum du so stumm trauerst . . . Aus deiner Liebe haben sie dich herausgehoben . . . die Menschen.“

Danach schwieg er eine Weile, aber dann überkam ihn ein herrlicher Gedanke. Wieder sprang Hein auf. „Das ist gut“, rief er, „das ist sehr gut. Wenn ich dich nur mitkriege!“

Draußen stand schon der Morgen vor dem Tor.

Müller Fley zog den Hebel herunter, und in der Mühle begannen die Steine zu mahlen.

„Schon auf?“ brummte er zu Hein hinüber.

„Müller, hör' mal her! Was machst du mit dem Holz, ich meine mit dem Mühlenkönig?“

„Warum?“

„Müller, gib es mir! Verkauf' es mir und nicht dem Schreiner. Ich will nicht, daß Tische und Stühle und Betten und solcher Kram aus ihm gemacht wird.“

Der Müller sah Hein schweigend in die ersten Augen.

„Und was willst du damit?“

„Fragst du noch?“

„Ach so. Du meinst, du kannst ihn in deiner Werkstatt gebrauchen?“

Hein nickte und flüsterte dem Müller zu: „Etwas Schönes hau' ich aus dem Holz heraus. Es soll verwandelt werden, in etwas Schönes, Müller.“

„Du sollst ihn haben!“

Hein schüttelte dem Müller herzlich die Hand.

„Du mußt es dir dann anseh'n, später.“

So kam der Mühlenkönig eines Tages in die Werkstatt von Hein Lehmaaker.

Hein öffnete weit seine Werkstattür, damit der Morgenwind gut hereinkonnte, denn es war gar nicht so merkwürdig: wehte ein Wind zur Tür herein, dann ließ sich das Holz des Mühlenkönigs leichter schlagen. So hart waren die Winde ihm nie auf den Leib gerückt. Hier kam Eisen zu ihm, um ihn zu verwandeln, aber er war sehr geduldig dabei. Denn er mußte unter der Härte der Menschenhände eine große Liebe spüren. Auch sie wurden innerlich getrieben, ihn, den Mühlenkönig, zu formen. Und so wuchs aus dem harten Holz an einem schönen Sommertag das einfache Antlitz einer Bauersfrau. Und neben ihm das Gesicht eines Bauern. Aber sie hielt die Augen geschlossen. Und je mehr die beiden aus dem Holz herauswuchsen, um so klarer sah man, wie sie sich an ihn schmiegte, wie ihre Rechte in seiner Linken lag und wie seine Rechte sich um ihren schmalen Leib legte und behutsam, mit leise gespreizten

Fingern, ihren Leib an sich drückte. Sie setzte den rechten Fuß vor, er auch. Sieh: Es wurde ein ruhig tanzendes Bauernpaar daraus. Sehr weit konnte sie sich nicht zurücklehnen, es reichte sonst das Holz nicht aus. Ja, ein wenig mußte er noch näher rücken.

Als das Paar fertig war, trug es Hein hinaus in den Garten, damit der Wind es segnen sollte.

Kaum standen sie draußen, so begann ein leises Singen in der Luft. Die Zweige der Bäume bewegten sich, mehr war es nicht. Aber es hielt eine ganze Stunde an.

Hein stand dabei und lächelte sie an.

„Mühlenkönig“, flüsterte er und sah sich um, ob ihn auch niemand hörte, „ist das nicht auch schön?“

Aber der Mühlenkönig antwortete nicht, denn er war es ja nicht mehr.

Ein paar Tage darauf kam ein junges Liebespaar zum Meister und wollte seine Arbeiten sehen.

Da hörte Hein, wie das junge Mädchen ihrem Liebsten zuflüsterte: „Du, ich meinte eben, die beiden dort hätten sich gerührt! Es sah wirklich so aus.“

Und sie sprach so verwundert, als habe sich im Augenblick das Paar wieder bewegt.

Hein kam lächelnd näher und sagte ernst:

„Früher haben sie sich noch viel mehr bewegt!“

Sie sahen ihn erstaunt an.

Er aber sagte wie nebenbei: „Soweit wie die beiden kommen wir alle einmal.“

Sie dachten lange den Worten nach. Einmal aber werden sie ihren Sinn verstehen.